



Wir sind ja schließlich

Ronald Stephan

„Sie glauben doch nicht, dass ich mit Ihnen über Kinderarbeit spreche, und darum geht es doch“, sagt der stellvertretende Schulleiter. Und schon bin ich wieder raus aus seinem Büro. Das kann ja spannend werden, dachte ich damals. Was es dann auch wurde. Ich kannte diese Leute ja nicht, diese 12- bis 14-Jährigen. Wo soll man die auch treffen, zwischen Schule, Hausaufgaben, Shoppen, Kino und Pyjamaparty. Morgens vielleicht, im Bus, aber das ist ja genau der Grund, warum ich mit dem Auto gefahren bin.

Und mit denen wollten wir jetzt drehen. Eine Serie auch noch, damit es nicht zu einfach wird. „Du wirst dich wundern“, sagt ein Kollege. Einer, der Kinder studiert, ganz wissenschaftlich, weiß, dass ich mich ganz schön umgucken werde. „Sie werden es ja selbst sehen“, sucht mich eine Mutter zu trösten. Und milde lächelnd, die Weisheit des Alters: Kannst viel von ihnen lernen! Womit sie alle Recht gehabt haben.

Um Kinderarbeit geht es also, das ist klar, und das hört sich auch bald nicht mehr so unbehaglich an. „Darf man das denn?“, fragt meine Mutter. Mit Kindern kennt sie sich aus. Man darf, Mutter. Dafür gibt es Gesetze, die man natürlich kennen muss. Es ist einfach, alles steht schön detailliert und fein gegliedert in Büchern, in denen man es zunächst nicht vermutet hätte, aber Kinderarbeit, an sich nicht zulässig, ist da eigentlich nur eine Ausnahme. „Typisch“, sagt eine Pädagogin, womit überhaupt nichts gegen Pädagogen gesagt sein soll, denn die sind wichtig für uns. Wir brauchen sie, denn sie können mir sagen, wie man das macht: mit Kindern arbeiten,

beim Fernsehen. Kinderarbeit also, bloß ohne diesen unangenehmen Oberton. Man kennt das ja aus den USA. Mindestens zwei Beispiele. Durch Ruhm und Geld völlig versauerte Kindheit, sozial schwer behindert, unfähig, außerhalb des Systems zu überleben. Ich kenne das zwar nicht, offen gesagt, aber es bekümmert mich ehrlich. Obwohl, das mit dem Geld, da müssen wir uns, glaube ich, keine allzu großen Sorgen machen. Und „berühmt“ sind so viele heute, für so kurze Zeit, das kann doch keine ernsthaften Schäden hinterlassen? Man weiß es nicht genau. Solche Sätze gefallen mir nicht.

Aber wozu Sorgen machen. Wie es aussieht, bleibt ohnehin alles nur ein Planspiel. „Vergiss es“, sagen die Leute, die mit Stundenplänen der achten und neunten Klasse in der Hand einen Drehplan erstellen bzw. herzaubern müssen. „Entweder Schule oder berühmt werden, das muss denen schon klar sein“, sagen sie wütend. „Vergiss es“, sage ich jetzt und geh in mein Büro, mach die Tür zu und bin auch wütend. Irgendwie geht es dann doch und tatsächlich alles im gesetzlichen Rahmen, skeptisch beäugt von unserer zur Kontrolle eingezogenen Instanz. Sie wird das im Auge behalten – und das tut sie dann auch. Unauffällig bis an den Rand der Lästigkeit, zuverlässig und mit dem Selbstverständnis, das aus der Gewissheit erwächst. So soll es sein. Keine Diskussion. „Ich hab dich doch so richtig verstanden, oder?“, fragt sie anfangs noch. Ich hoffe es.

Schließlich haben wir sie alle gefunden. Unsere neuen jungen Kollegen und Mitarbeiter. Unsere Kinder. „Sag bloß nie Kinder zu ihnen“, warnt mich ein Jugendhausmitarbeiter, und der wird es wissen. „Wie dann?“, frag ich. „Ja, wie denn dann?“, fragen auch ein paar Kollegen. Keiner hat einen brauchbaren Vorschlag, und die anschließende vorsichtige Befragung der Betroffenen bringt ebenfalls keine neuen Erkenntnisse. Ist ihnen wurscht. Sie benennen sich nicht, in dieser Phase, erklärt einer. Zu ichbezogen, egozentrisch – und gleichzeitig nach oben orientiert in dieser Phase. Junge Erwachsene. Das mit der Phase werde ich noch öfter hören, bringt uns nur nicht weiter. Es ist ihnen egal, wie wir zu ihnen sagen, meint ein anderer, sie sind es gewohnt, dass man über sie bestimmt und urteilt. „Wenn sie unter sich sind, lachen sie eh über alles, was du sagst.“ Gut. Wir einigen uns, ohne die Betroffenen natürlich, auf: Kids. Klingt modern und cool. Wir verniedlichen sie nicht grob fahrlässig und unterdrücken beinahe mühelos das unschöne Gefühl, uns vielleicht doch ein wenig zu sehr anzubiedern. Anzuschleimen. Obwohl sie das ja lieben, wie einer meint, „denn dann können sie dich so richtig schön auflaufen lassen.“ Ich merke mir diesen Satz. Wie ich mir zur Zeit alles merke, was Leute sagen, die in irgendeiner Weise den Eindruck vermitteln, sie wären kompetent auf dem Gebiet der friedlichen Koexistenz mit Kindern. Also Kids! Ich solle mir doch keinen Kopf machen, sagt eine gute Freundin, wir müssten doch nur miteinander arbeiten. „Genau“, antworte ich. Wir überlegen, was wir ihnen zumuten können. Na, das ist einfach.



keine Kinder mehr

Steht alles im Gesetz. Dieses geht, jenes nicht. Anders gefragt: Was wir ihnen zumuten dürfen. Schon schwieriger, wie immer, wenn es um das Dürfen und Sollen geht, und wenn man damit vor allem die Bereiche meint, die irgendwie hinter, über oder neben dem liegen, was man eigentlich kann. Im Sinne von Dürfen. Als es gerade so richtig kompliziert und sinnlos wird, fällt uns auf, dass in dem Wort Zumutung mit ein bisschen gutem Willen auch der Mut zu erkennen ist. Und wir entdecken ein kleines Stückchen Lösung des noch offenen Rätsels unserer gemeinsamen Arbeit. Der Mut ist es, der unsere Kids zu uns gebracht hat, der sie durch dieses Projekt trägt, den sie lustvoll und maßlos austesten wollen, aus dem wir schöpfen können und dürfen, um nicht sagen zu müssen: Den wir nutzen können und werden – Abenteuerplatz.

Die Diskussionen, die sich daraus ergeben, was wir ihnen oft zumuten müssen, haben ihre eigene Qualität. „Seid ihr wahnsinnig“, fragt einer aus dem Team, der die Kinder, Pardon, Kids liebt bis an den Rand des Tränenausbruchs. Er darf uns das sagen, denn wir haben immerhin die Bücher entwickelt, die sie jetzt ausbaden. Aber wieso zumuten müssen? Seine Frage ist nicht einfach zu beantworten, und alle Überlegungen, die auf dem Obengesagten aufsetzen könnten, sind angesichts der unmittelbaren Emotionen nicht vermittelbar. Es war nicht vorherzusehen (wieso nicht, will ich abends von mir wissen), dass die Beziehung des Drehteams zu den Kids sich fast ausschließlich emotional entwickelt. Unsicherheit, Misstrauen, Irritation,

Verblüffung, Ärger, Respekt, Liebe: So könnte man die Stufen der Annäherung und der Integration beschreiben, wenn es nicht zu dramatisch klingen würde, zu einfach und viel zu allgemein wäre. Verallgemeinerungen hassen sie, das kenn ich noch. Es ist so ziemlich das Einzige, an das ich mich noch erinnere, wenn ich versuche, mir den 13-Jährigen vorzustellen, der ich einmal gewesen sein soll. „Ihr wollt das doch nicht“, oder: „Ihr könnt das doch.“ So rede ich zu Beginn. Aber nur kurz, denn ich lerne schnell, unter Schmerzen. „Ich hasse es, wenn mir einer sagt, wie ich bin“, erläutert mir eine von unseren Kids den aktuellen Anschiss, den sie mir leider erteilen musste. Hassen und lieben. Sie lieben es, oder vielmehr, eine liebt es, zu uns zu kommen. Sie liebt das Begrüßungsritual und die vertrauten Handgriffe in der Maske. Dass sie eingeweiht wird in den Klatsch der Erwachsenen. Und wie sie gleich versuchen wird, die aufgeschnappten Gerüchte der gerade eintreffenden Freundin in den schillerndsten Farben auszumalen. Was regelmäßig in einen ziemlich vergiggelten Drehbeginn mündet. Zum Leidwesen des Teams, das sich inzwischen traut, seine Ansicht zu solchen Exzessen der Kindlichkeit ganz unverkrampft zu äußern. „Da war sie am Anfang schon ganz schön überrascht“, sagt mir die Mutter mal nebenbei. „Ich auch“, sage ich und denke: „Ich dachte, dein Töchterchen fällt tot um.“ Aber weit gefehlt. „Da kennen Sie wohl ein anderes Mädchen als ich“, grübelt die Mutter. So wird es sein, weiß ich inzwischen. Sie hasst natürlich auch. Uns zum Beispiel: Wenn die Schule drückt, der Krach mit der Freundin endlos schwelt, unserretwe-

gen natürlich, wenn dieser blöde Tonangler sein verdammtes Mikro zum tausendsten Mal ins Bild halten muss. Abbruch. Verzögerung. Zu spät Drehschluss. Hausaufgaben. Wieso kann der seinen Job eigentlich nicht. Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll. Am Anfang dachten sie alle noch, sie wären dran schuld: am Mikro im Bild, am Kamerawackeln, an der Unschärfe. Jetzt, wo sie wissen, was sie können (endlich!), legen sie die Latte hoch. Manche aus dem Team nehmen den Kampf auf, sie wollen beeindrucken, anerkannt werden – bloß kein spießiger Erwachsener sein! Ein riskantes Spiel. „Geil“, steht manchmal in einem jungen Gesicht, „so viele Erwachsene zum Spielen.“

Kinderarbeit! – „Darf man das?“, fragt meine Mutter. „Ich glaube schon“, denke ich. Nach 14 Monaten mit unzähligen Drehtagen haben wir mehr erlebt, als wir wussten, und fast alles, was wir befürchtet haben. Und gleich am Anfang schien es schon zu Ende zu sein. Doch am Ende der Drehstaffel dauert der Abschied in die Ferien, in die freie Zeit, drei Tage. Drei Tage, um loszukommen, sich loszureißen. Tränen, Abtanzen bis zur Hysterie und noch ein paar Dinge, die ich nicht wissen wollte und die sie mir grinsend erzählt haben. Hinterher. Damit ich endlich mal weiß, mit wem ich es zu tun habe. Und dass wir uns doch endlich nicht mehr so anstellen sollen. So verdammt spießig. Wir sind ja schließlich keine Kinder mehr.

Ronald Stephan leitet seit 1999 als Produzent vor Ort die Serienproduktion fabrixx.